



KATRIN ZIPSE

# MOOSLAND

ROMAN

DUMONT



Das bei der Produktion dieses Buches entstandene CO<sub>2</sub> wurde  
durch die Finanzierung von Klimaschutzprojekten kompensiert:  
[climate-id.com/17531-2110-1001/de](https://climate-id.com/17531-2110-1001/de)

Nachweise:

S. 65 f.: Jón Árnason: Icelandic Legends. Lobmans, Green, And Co. 1866.  
S. 127: Sammy Cahn (Text), Jule Styne (Musik): Five Minutes More. 1946.

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 Katrin Zipse

© 2026 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG,  
Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln, [info@dumont-buchverlag.de](mailto:info@dumont-buchverlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne  
von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Umschlaggestaltung: Lübbcke Naumann Thoben, Köln

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-7558-0071-2

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)



© Niklas Berg

*Katrin Zipse* wurde in Stuttgart geboren und lebt als Autorin und Hörfunkredakteurin in Baden-Baden. Sie studierte Theaterwissenschaft und Deutsche Philologie an der FU Berlin und arbeitete mehrere Jahre am Theater. 1997 erhielt sie den Kurt-Magnus-Preis für ihre Hörfunkarbeit, 2014 den Anna-Haag-Preis für ihren Debütroman ›Glücksdrachenzeit‹. Im April 2019 war sie Stipendiatin des Künstlerhaus Ahrenshoop in der NES Artist Residency in Skagaströnd. Im Herbst 2019 hat ihr der Förderkreis deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg ein Stipendium für ›Moosland‹ zuerkannt.

Katrin Zipse

**MOOSLAND**

Roman

**DUMONT**



*Vom Meer aus gesehen  
sind alle Häuser gleich.*

»Die Vulkane spucken immer noch Feuer«, sagt Gerda gegen den Wind. »Und es soll Stellen geben, wo der Boden so heiß ist, dass man Spiegeleier darauf braten kann!«

Vor Aufregung rutscht Gerda auf der Kiste hin und her, sodass das Boot ins Schaukeln kommt. Der ältere der beiden Fischer hebt warnend die Hand, schaut sie an und sagt etwas.

»Womöglich kriegt man rabenschwarze Füße, wenn man über so einen Vulkanstrand läuft«, sagt Gerda und sitzt jetzt still. Nur ihre Finger nesteln an den Netzen, die aufgestapelt neben der Kiste im Heck liegen. »Aber dann behalt ich meine Strümpfe beim Baden einfach an. Ist mir doch egal, ob das albern aussieht! Mich kennt hier ja keiner.«

Gerda lässt eine Hand ins Wasser baumeln und zieht sie gleich wieder heraus, enttäuscht. »Mist! Das ist ja noch zehnmal kälter als die Ostsee. Hier kann man überhaupt nicht baden. Bestimmt gibt's hier schon Eisberge. Und Eisbären! Vielleicht kommt gleich einer auf seiner Scholle vorbei. Stell dir das mal vor!«

Ein kleines Lachen, das sich in der Weite des Fjords verliert, dann ist Gerda still. Nur der Wind ist noch zu hören und das schwere Atmen der Männer und der Aufschlag der Ruderblätter, bevor sie ins Meer eintauchen, das Plätschern, wenn sie

wieder nach oben gezogen werden und das Wasser von ihnen hinabrinnt.

»Mensch, Mädchen, sag doch wenigstens jetzt mal was«, ruft Gerda in die Stille hinein und rüttelt sie am Arm.

Sie schaut auf ihren abgewetzten Mantelärmel, den Gerdas Hand umfasst. Den abgestoßenen Saum, den Wollstoff, so zerschissen, dass der Wind durchfegt, und dass er einmal warm gehalten hat, kann man ihm nicht mehr glauben. Sie zieht den Arm aus Gerdas Griff und krallt die Finger in die Manteltaschen. Zwingt den Blick auf eine Küste, an der kein Haus und kein Baum zu sehen sind, nur Wiesen und Strände aus Stein und Berge, kahl und verwirbelt, als sei ihr Gestein im Hinabrutschen erstarrt.

Hinter einer Biegung steht ein Mann am Ufer. Er winkt ihnen zu. Es ist der erste Mensch, den sie an dieser Küste sieht. Er krempelt die Hosenbeine hoch und zieht ein Boot in die Gischt. Zwei kleine Pferde stehen hinter ihm am Strand. Der Mann klettert ins Boot. Der ältere der Fischer deutet mit dem Kopf auf ihn und sagt etwas. »Gerda Grunow« hört sie heraus.

»Ich glaube, das ist meiner«, haucht Gerda neben ihr. Und nach einer Weile, in der sie dem Mann im Boot stumm entgegenstarren: »Der hat die Pferde gesattelt! Herr im Himmel! Seit damals bin ich nicht mehr geritten.«

Ein kleines Kieksen, wie vor Glück.

Der Mann kommt schnell näher. Er legt sich beim Rudern richtig ins Zeug. Die Ärmel seines weißen Hemds hat er bis zu den Ellbogen hochgeschoben.

»Ein bisschen mager ist er ja.« Plötzlich klingt Gerdas Stimme ganz klein. »Aber wie ein Hungerleider sieht er nicht aus, oder?«

Die Männer manövrieren die Boote nebeneinander. Gerda dreht sich zu ihr und schaut sie unsicher an. Der jüngere Fischer zieht Gerdas Koffer aus der Kiste im Bug und wirft ihn dem Mann im Hemd zu. Gerda steht auf, so schnell, dass das Boot wieder ins Schaukeln gerät. Hart schlägt es gegen das andere. Die Männer schimpfen. Gerda schwankt und sucht an ihr Halt. Sie reißt die Hände aus den Manteltaschen und hält Gerda fest. Lässt sie erst los, als das Boot ruhiger im Wasser liegt.

»Danke«, flüstert Gerda und holt tief Luft. »Also gut.«

Mit einem großen Satz springt Gerda ins andere Boot und prallt gegen den Mann im Hemd, der jetzt auch ins Torkeln kommt. Zusammen krachen sie auf die Ruderbank.

»Welcome, you big fish«, sagt der Mann lachend und rapelt sich mit Gerda auf dem Schoß wieder auf.

Die beiden Fischer lachen auch.

»Thank you«, stammelt Gerda und hangelt sich zur anderen Ruderbank, setzt sich und sagt mit strengem Blick: »Ich schreib dir. Und du schreibst mir auch, ja?«

Gerdas Stimme ist schon wieder fester.

Sie nickt, vage.

Der Mann rudert auf die Küste zu. Von Gerda ist nur noch der Rücken zu sehen, kerzengerade im Boot.

Die Fischer nehmen wieder Kurs auf die Mündung des Fjords.

Sie blickt auf ihre Füße. Wasser ist über die Bordwand geschwappt und umspült ihre Schuhe. Das dünne Leder ist gleich durch.

Der Fjord wird breiter, je näher sie der Mündung kommen. Der Wind bläst kalt vom offenen Meer. Sie fasst den Mantel enger und kauert sich zusammen.



Das Ufer ist nur noch Farbe. Dunkles und helles Grün. Schwarz.

Und Grau.

Steile Felsen, die ins Wasser ragen. Und am Fuß der Klippen eine schmale Bucht. Dort steht wieder ein einzelner Mann. Als sie näher kommen, schiebt er seinen Hut in den Nacken und watet ins Wasser. Die Fischer rudern auf ihn zu.

An den großen schwarzen Steinen, die vor der Küste im Wasser liegen, halten die Fischer die Ruder flach und schreien dem Mann etwas entgegen. Er pflügt durch die Gischt und brüllt fröhlich zurück. Die Fischer antworten lachend.

Als der Mann das Boot erreicht, steht er bis zu den Schenkeln im Wasser. Er streicht sich durch den Bart und mustert sie mit freundlichen Augen. Der jüngere Fischer holt ihren Rucksack aus der Kiste und reicht ihn dem Mann hinüber. Der Mann schwingt ihn auf den Rücken und schaut sie auffordernd an. Sie schlüpft aus ihren Schuhen, schlingt die Schnürsenkel um ihre Hand und schiebt die Beine über den Bootsrand, will sich ins Wasser gleiten lassen. Doch der Mann packt sie, wirft sie über seine Schulter und watet mit ihr los. Die Fischer wenden das Boot. Ihr wird übel, vielleicht weil sie kopfüber hängt.

Sie klammert sich an die Schnürsenkel in ihrer Hand und schaut ins Wasser. Es ist klar bis zum Grund. Kleine Fische flitzen um die Knie des Mannes.

Auf einem großen Stein am Strand setzt der Mann sie ab. Er wringt das Wasser aus seinen Hosenbeinen und kippt seine Gummischuhe aus. Sie hockt sich auf den Stein und streift die Schuhe wieder über. Der Mann wartet, bis sie die Senkel gebunden hat, und geht dann weiter. Auf wackligen Beinen läuft sie hinter ihm her, über die schwarzen Steinklötze, zwischen denen das Wasser steht. Weiter hinten, wo die Steine zu Kie-

seln werden, liegt ein Ruderboot, kleiner als das, mit dem sie hergekommen ist. Dahinter steigen die Felsen sanfter an und sind mit Gras durchsetzt. Dort wartet der Mann erneut. Noch bevor sie das Boot erreicht hat, macht er sich an den Aufstieg.

Ein Pfad ist nicht zu sehen, der Mann steigt querfeldein den Abhang hoch. Sie holt zu ihm auf und versucht, die Füße in seine Spur zu setzen, doch seine Schritte sind größer als ihre. Immer wieder findet sie keinen Tritt im Geröll und rutscht ein Stück den Hang hinunter. An den langen Gräsern, die zwischen den Felsritzen wachsen, krallt sie sich fest und zieht sich wieder hoch. Der Mann bemerkt nichts davon und ist bald weit voraus.

Ein paar Möwen flattern von den Klippen auf, kreisen über ihr und stoßen spitze Schreie aus. Sie zieht den Kopf ein und klettert schneller. Die Vögel verfolgen sie, bis sie das Felsplateau erreicht, dann fliegen sie davon.

Sie bleibt stehen und schaut zurück aufs Meer. Das Boot ist schon weit draußen. Es sieht winzig klein aus auf dem endlosen Blau.

Über die Hochfläche fegt der Wind noch eisiger. Auch hier wachsen keine Bäume oder Büsche, die ihn abfangen könnten. Alles offen, leer und weit und nirgends ein Versteck. Wohin sie sich auch dreht, sie sieht kein Haus, auch keine Hütte, nichts. Nicht einmal einen Weg, der zu einem Haus führen könnte. Hier sind nur sie und der Mann, der mit weit ausholenden Schritten das Hochplateau quert.

Sie zieht den Knoten an ihrem Kopftuch enger und läuft weiter. Zwischen den Felsen wächst jetzt Moos. Es ist so weich, dass sie erschrickt, als sie darauf tritt. Als fehlte jeder feste Grund. Sie springt von Felsplatte zu Felsplatte, über das Moos hinweg, das immer größere Flächen einnimmt und Sprünge nötig macht, die fast zu groß für sie sind.

Am Rand der Hochfläche wartet der Mann wieder. Das Plateau läuft hier in einem Grashang aus, der in eine weite Ebene übergeht. Dahinter ragen die Berge auf, rundrückige Kolosse mit Flecken von Schnee.

Und mitten in der Ebene der Hof, wie hingeworfen ins satte Grün. Ein Wohnhaus, ein eingefriedeter Gemüsegarten, ein Stall. Vor dem Haus sind Wäscheleinen gespannt. Die Hosen, Hemden und Röcke stehen fast waagrecht im Wind.

Auch dort unten verläuft keine Straße. Nur eine getrampelte Spur vom Stall weg, die sich im Gras verliert. Ein Stück entfernt vom Haus entdeckt sie noch ein Gebäude. Es sieht aus, als wäre es aus dem Boden gestampft, mehr Hügel als Haus, überwuchert von Gras.

Sie sieht auch die Tiere. Pferde und Kühe, die in der Nähe des Hauses weiden. Schafe erkennt sie keine, aber sie weiß, dass sie Schafe haben. Einhundertvierzig Schafe, zwei Kühe, zehn Pferde.

Der Mann marschiert schon wieder weiter. Sie folgt ihm den Hang hinunter, über die kniehohen Grashöcker, die sich dicht an dicht aus der Erde wölben. Die Furchen dazwischen sind schmaler als ein Fuß und tiefer, als sie scheinen. Wenn sie mit ihren glatten Sohlen von den Kuppen rutscht, muss sie aufpassen, dass sie nicht umknickt. Der Mann läuft mit seinen Gummischuhen so gleichmäßig über den höckerigen Grund, als lief er auf Asphalt. Der Abstand zwischen ihnen wird immer größer.

Ein Zaun aus Steinen und Stacheldraht grenzt das Gehöft und die Hauswiese ein. Dort wartet der Mann ein weiteres Mal und hält das Gattertor für sie auf.

Hier ist die Wiese eben. Sie hält Schritt und geht hinter dem

Mann an einem kleinen Bach entlang. Löwenzahn und Hahnenfuß blühen am Ufer und ziehen eine gelbe Spur durchs Gras.

Am Haus ist niemand zu sehen, auch als sie näher kommen nicht. Wenn die Wäsche nicht auf den Leinen hänge, könnte man meinen, das Gehöft sei unbewohnt.

Plötzlich ein Gackern. Sie hat schon fast das Wohnhaus erreicht. Laut und aufgeregt, dazu ein Flattern, wie wenn sich Gefieder spreizt. Sie keucht. Gänsehaut überzieht ihre Arme. Hennenhaut.

Sie muss hier weg.

Sie dreht sich um und geht davon. Immer schneller in Richtung Zaun, am Bachlauf entlang, den Weg zurück, den sie gekommen ist.

Aus der Ferne ruft jemand.

Sie hält an und wundert sich. Sie hat vergessen, was sie hier tut. Wie sie hierhergekommen ist.

Der Mann. Er ruft noch einmal, lauter jetzt. Er hat sie aus dem Boot geholt. Er deutet mit dem Kopf zum Haus. Setzt seinen Weg dann fort.

Sie späht über die Wiese und sieht nirgends ein Huhn. Sie hört auch kein Gackern mehr, nur noch den Wind. Sie kehrt um und folgt dem Mann, was soll sie sonst tun.

Im Näherkommen hat es ausgesehen, als wäre das Haus aus Stein.

Dann aus Holz.

Jetzt steht sie vor dem Windfang und sieht, dass seine Fassade aus Wellblech ist. Sie fährt mit der Hand darüber. Kaltes, dünnes Blech wie an den Nissenhütten. Wie soll sich hier die Wärme halten.

Der Mann brummt etwas und biegt ums Haus. Sie bleibt am Windfang stehen, unschlüssig, ob sie ihm folgen soll. Der Eingang ist ja hier.

Der Mann kommt nicht zurück.

Sie späht um die Ecke, hinter der der Mann verschwunden ist, und weil sie ihn nicht sieht, geht sie zögerlich weiter, dicht an der Seitenwand des Hauses entlang.

Das Gackern.

Da ist es wieder.

Näher. Und böse.

Sie presst sich an die Hauswand. Hält den Atem an. Steht starr. Hennenhaut an den Armen.

Der Mann taucht wieder auf. Er läuft über den Hof hinter dem Haus und hält ein Huhn in den Händen. Es starrt sie an mit seinen kalten Kieselaugen. Der Mann nickt ihr zu und verschwindet mit dem Huhn im Stall.

Etwas schlägt gegen das Fenster neben ihr. Sie reißt den Kopf herum, sieht blonde Haare hinter der Scheibe, nur einen Augenblick, dann sind sie wieder fort.

Der Mann kehrt ohne Huhn zurück. Er schließt das Stalltor und überquert den Hof. Sie löst sich von der Wand und läuft ihm entgegen. An der Rückseite des Hauses ist noch eine Tür, schmaler als die vordere und ohne Windfang davor. Der Mann drückt sie auf und lässt sie hinein. Vier Jahre, vier Monate und dreiundzwanzig Tage ist sie unterwegs gewesen.

Als der Mann die Tür schließt, wird es still. Die Luft ist nicht mehr rau, sondern samten ohne den ständigen Wind. Es riecht nach Stall und gekochtem Fisch.

Der Mann stellt ihren Rucksack auf eine lange Bank und

bedeutet ihr, dass sie die Schuhe ausziehen soll. Sie sind noch nass vom Boot, die Sohlen lösen sich schon ab. Sie muss sie dringend trocken kriegen. Sie blickt sich um, ob es hier Zeitungspapier zum Ausstopfen gibt, aber auf dem Betonboden unter der Bank entdeckt sie nur Lederschlappen und leere Eimer und einen Korb mit Strümpfen, und obendrauf liegen Putzlappen, ordentlich zusammengefaltet. An der Wand hängen verfilzte Pullover, Lederjacken und Arbeitshosen aus schwerem Drillich.

Der Mann nimmt ihr die Schuhe aus der Hand und stellt sie auf einen Rost. Die vier Paar Gummischuhe daneben sind klobig und schlammverkrustet bis über den niedrigen Schaft. Ihre Halbschuhe sehen dagegen wie Tanzschlappchen aus und klein, wie für ein Kind gemacht.

Der Mann will ihren Mantel haben. Sie schüttelt den Kopf und gräbt die Hände in die Taschen. Er zuckt mit den Schultern und wühlt im Korb unter der Bank. Schließlich zieht er ein Paar dicke braune Wollsocken heraus und hält sie ihr hin. Sie streift sie über ihre feuchten Strümpfe und folgt ihm in den düsteren Flur. Dort sind die Wände mit dunklem Holz verschalt und auf dem Boden liegen Dielenbretter. In der Mitte führt eine schmale Treppe steil nach oben. Aus einer Tür weiter hinten fällt Licht.

Hier riecht es noch stärker nach gekochtem Fisch.

Drei Männer sitzen an einem langen Tisch und starren sie an. An der Stirnseite der Älteste, breitschultrig und schwer, die beiden anderen auf den Bänken, einander gegenüber. Sie sind viel jünger und haben schmalere Gesichter, doch genauso breite Schultern wie er. Der eine hat sogar die gleichen viel zu vielen blonden Haare, aber seine sind mit Pomade nach hinten

gekämmt. Das Haar des anderen ist dunkelbraun, fast schwarz, wie das der Frau am Herd. Ihr reicht es, zu einem Zopf geflochten, bis zur Taille.

Die Familie.

Bauer, Bäuerin, zwei Söhne.

So hat es geheißsen.

Und ein Knecht. Der hat sie hergebracht.

Die Frau mustert sie kurz, dann dreht sie sich zurück zum Herd und rührt weiter in ihrer Pfanne. Die Männer am Tisch regen sich nicht.

Erst als der Knecht sie über die Türschwelle schiebt, stehen sie ungelenk auf. Der Knecht lotst sie zum Bauern hin. Sie gibt ihm die Hand und macht einen kleinen Knicks. Tief hinunter kann sie nicht, Gerdas Rock rutscht ihr sonst von den Hüften. Der Bauer nickt und sagt etwas. Ein paar Worte nur. Er lächelt nicht. Sie lächeln alle nicht. Vor den beiden Söhnen knickst sie nicht, sie sind kaum älter als sie. Der Dunkelhaarige ist vielleicht sogar jünger. Er schüttelt ihre Hand und flüstert: »How are you?«, so leise, dass sie tun kann, als hätte sie es nicht gehört. Der Blonde schaut sie mit großen Augen an und streicht sich hektisch eine Haarsträhne aus der Stirn, bevor auch er ihr die Hand gibt. Seinen Hals überziehen rote Flecke.

Die Frau klopft den Schaber am Pfannenrand ab und winkt sie zu sich her.

»Inkibjörk«, sagt sie und deutet auf sich. »Joun. Oulawür. Skuhli. Haltdor.«

Mit dem Pfannenschaber zeigt sie nacheinander auf die vier Männer. Bauer, Söhne und Knecht.

Dann drückt sie ihr sechs Teller in die Hand.

Die Frau hat rote Wangen und eine ganz glatte Haut. Sie steht am Kopfende des Tischs und lädt ihr Fisch und Soße, Kartoffeln und Rübensgemüse auf den Teller. Die Männer haben sich schon selbst genommen, große Ladungen, die sich vor ihnen auftürmen. Sie säbeln dicke Scheiben von einem dunklen Brotlaib, bestreichen sie mit Butter und fangen an zu essen. Niemand spricht ein Tischgebet. Die Frau schiebt ihr den vollen Teller zu und gießt ihr Milch in die Tasse. Dass sie Durst hat, bemerkt sie erst jetzt. Sie stürzt die Milch hinunter und stellt die leere Tasse wieder ab, schwungvoller, als sie beabsichtigt hat. Es tut einen Schlag auf dem blanken Tisch, sodass alle herüberschauen. Verlegen wischt sie sich den Milchbart ab. Die Frau gibt ihr den Krug, damit sie sich nachschenken kann. Sie lächelt dankbar und füllt sich die Tasse und trinkt auch die fast bis zur Neige, bevor sie sie, vorsichtiger jetzt, neben ihrem Teller absetzt.

Sie reden kein Wort. In der Stille, die über dem Tisch liegt, hört sie das Schaben ihrer Messer, ihr Schmatzen und die Geräusche, die sie beim Schlucken machen. Sie hört auch das Grummeln in ihrem Bauch. Seit dem frühen Morgen hat sie nichts gegessen.

Der Knecht sitzt ihr gegenüber. Er schaufelt das Essen so schnell in sich hinein, dass ihm ein Stück Kartoffel aus dem Mund fällt und im Bart landet. Er zupft es heraus, steckt es wieder in den Mund und schiebt schon die nächste Gabel hinterher. Kauend schaut er zu ihr hin und deutet mit dem Kinn auf ihren vollen Teller. Sie soll auch essen.

Sie isst aber nicht. In ihren Mantel vergraben kauert sie auf der Bank. Die Milch liegt ihr schwer im Magen.

Der Blonde neben ihr beobachtet sie. Aus den Augenwinkeln sieht sie, wie er darüber das Essen vergisst. Reglos hält er



seine voll beladene Gabel in der Hand. Die Frau zieht scharf die Luft ein, damit er weiterisst. Der Dunkelhaarige neben dem Knecht fängt lauthals an zu lachen.

Sie senkt den Blick auf ihren Teller. Den fahlen Fisch. Die ölige Soße, in der er treibt. Der Dunkelhaarige hört nicht auf zu lachen. Der Blonde tritt ihn unter dem Tisch, erst da wird er still.

Die Frau hebt die Stimme. Als sie aufsieht, merkt sie, dass es ihr gilt, was sie sagt. Ungeduldig zeigt die Frau auf ihren Fisch und will jetzt auch, dass sie isst. Bestimmt fragt die Frau sich, was sie hier mit ihr anfangen sollen, so schwächlich, wie sie aussieht. Ob sie überhaupt taugt für die Arbeit auf dem Hof. Vielleicht bereuen sie es schon, dass sie sie hergeholt haben. Was will sie hier denn auch? Sie ist dünn wie ein Spargel. Die wachsen hier nicht.

Sie beugt sich über ihren Teller und stößt die Gabel in den Fisch. Er zerfällt in kleine Stücke, die in der Soße untergehen. Sie sammelt sie mit der Gabel auf und schiebt sie hastig in den Mund, schluckt sie, ohne zu kauen. Eine Gräte bleibt ihr im Hals stecken, sie würgt und bricht in wildes Husten aus. Die anderen blicken erschrocken auf. Tränen schwimmen ihr in den Augen. Die Gräte rutscht nicht vor und nicht zurück. Schnürt ihr die Luft ab. Ihr Atem pfeift. Kalter Schweiß steht ihr auf der Stirn, sie hat Angst, dass sie erstickt.

Der Blonde legt die Gabel zur Seite und schlägt ihr zwischen die Schulterblätter, so fest, dass sie vornüberkippt. Die Gräte löst sich und rutscht tiefer. Sie atmet auf. Die Frau hält ihr eine volle Tasse Milch hin. Sie leert sie in einem Zug, während die anderen erleichtert lachen. Der Blonde lacht nicht mit. Stumm schneidet er eine Scheibe vom Brot und legt sie zwischen ihre Teller. Sie weiß nicht, ob er das Brot für sich oder

für sie geschnitten hat, und nimmt es nicht, obwohl sie es gern hätte.

Am Tisch ist es wieder still. Alle essen weiter. Der Blonde hat neue Flecke am Hals. Sie pickt Kartoffelstücke und Rüben vom Teller, kaut sie lange und schluckt sie in kleinen Happen. Nur den Fisch lässt sie liegen, auch wenn die Frau stirnrunzelnd zu ihr herüberschaut.

Sie muss pinkeln, aber das Essen nimmt kein Ende. Sobald die Teller leer sind, schöpfen sie sich neu. Unruhig rutscht sie auf der Bank hin und her und fragt sich, wie sie zur Toilette finden soll.

Wenigstens sprechen sie jetzt miteinander und sehen nicht mehr ständig zu ihr. Der Dunkelhaarige redet auf den Knecht ein, fröhlich und aufgeregt. Mit den Händen zeigt er Maße an, einen Meter und mehr, eine ganze Armspanne schließlich. Der Knecht hört zu und nickt manchmal, doch die meiste Zeit schaut er zum Bauern hin, der mit der Frau und dem Blondem spricht. Deren Gespräch scheint ihn mehr zu interessieren. Der Dunkelhaarige merkt es nicht, so gefangen ist er von dem, was er erzählt. Er hat die Augen aufgerissen, als staunte er selbst über das, was er sagt, es muss etwas Bedeutendes sein, seine Stimme wird schrill. Sie meint, »Amerika« herauszuhören, und stutzt. Was hat er mit Amerika zu schaffen? Doch mehr versteht sie von seinem Wortschwall nicht, und außerdem haut der Bauer mit der flachen Hand auf den Tisch, dass es gewaltig dröhnt. Der Dunkelhaarige verstummt mitten im Satz. »Amerika, Amerika«, äfft der Bauer ihn nach, scharf und böse klingt er. Der Dunkelhaarige presst die Lippen zusammen. Auch die anderen sind still geworden und beugen sich tief über ihre Teller. Nach ein paar barschen Sätzen lässt der Bauer von seinem

Sohn ab und isst weiter. Die anderen nehmen ihr Gespräch wieder auf. Nur der Dunkelhaarige sagt nichts mehr. Mit finsternerem Gesicht starrt er auf seinen Teller, und als er schließlich aufschaut, schaut er durch alle hindurch in die Ferne. Sie presst die Beine zusammen und verwünscht die drei Gläser Milch.

Irgendwann sind die Pfannen und Töpfe endlich leer. Die Frau steht auf und gibt ihr zu verstehen, dass sie den Tisch abräumen soll. Der Dunkelhaarige schiebt sich aus der Bank und stapft aus der Küche. Die Frau sammelt Brot und Butter ein und verschwindet hinter der schmalen Tür neben dem Herd. Die Männer pulen in den Zähnen. Hastig stapelt sie die Teller aufeinander, blitzblank gewischt sind sie, nur auf dem obersten liegt noch ihr Fisch. Sie will die Teller schnell zur Spüle bringen, doch der Knecht packt sie am Mantel und stoppt sie mitten im Lauf. Mit der freien Hand langt er über den Tisch, greift sich das Brot, das der Blonde geschnitten hat, und tunkt es in den Fisch auf ihrem Teller. Sie steht neben ihm, die Beine verschränkt. Steif wie ein Stock. Gleich pinkelt sie los.

Erst als er auch das letzte Fitzelchen vertilgt hat, gibt der Knecht sie frei. Sie rennt zur Spüle, stellt die Teller ab und läuft in Socken zur Hintertür hinaus, über den Hof, hinter den Stall. Zerrt Strumpfhose und Schlüpfer hinunter, rafft Rock und Mantel hoch, die der Wind aufbläht, und geht in die Knie.

Die Frau wartet an der Hintertür, ein Paar Lederschlappen in der Hand. Die soll sie anziehen und mitkommen. Sie schlüpft aus ihren dicken Socken und streift die Schlappen über. Sie sind ihr viel zu groß. Sie muss die Zehen krümmen, damit sie sie nicht verliert.

An der Seite des Stalls ist ein Verschlag aus Holzlatten, kaum größer als ein Schrank. Es sieht aus, als wäre er an die Beton-

wand geklebt. Die Frau entriegelt die Tür. Ein scharfer Geruch dringt nach draußen. Sie weicht ein Stück zurück, doch die Frau hält sie am Arm fest und zieht sie näher. Mit angehaltenem Atem steht sie in der Tür und schaut auf den kniehohen Kasten mit dem Loch in der Mitte, den Eimer voll Asche, in dem eine kleine Schaufel steckt. Den Korb mit Moos, direkt neben dem Loch.

Die Frau drückt sich an ihr vorbei in den Verschlag und lädt die Schaufel voll. Langsam lässt sie die Asche durch das Loch im Kasten rieseln. Es staubt. Die Frau schaut sie prüfend an, als wollte sie sich vergewissern, dass sie begreift, was sie da tut. Sie nickt. Die Frau steckt die Schaufel in den Eimer zurück und kommt wieder nach draußen. Jetzt soll sie rein.

Sie schüttelt den Kopf, sie muss ja gar nicht mehr.

Der Frau ist es egal. Energisch schiebt sie sie in den Abort und schließt die Tür.

Drinnen ist es düster. Licht dringt nur durch die Ritzen zwischen den Holzlatten. Sie setzt sich neben den Korb mit Moos und drückt die Nase gegen eine Ritze, zieht die frische Luft von draußen ein. Von hier aus sieht sie die Frau. Sie läuft im Hof auf und ab, den Zopf zerzaust vom Wind.

Sie zählt bis zwanzig. Dann streift sie die dicken Socken wieder über, so sitzen die Schlappen besser, und geht hinaus.

In der Küche schürt die Frau das Herdfeuer und füllt die Emailschüssel in der Spüle mit heißem Wasser aus dem Schiffchen. Dann lässt sie sie allein. Sie soll den Abwasch machen. Zu den Tellern sind Näpfe dazugekommen, die bis auf ein paar weiße Ränder säuberlich ausgekratzt sind.

Während sie das Geschirr abwäscht, hört sie die Männer draußen reden. Sie klingen fröhlicher als zuvor am Tisch. Sie

erkennt die tiefe Stimme des Knechts und die raue des Bauern. Einer der Söhne ist auch dabei. Welcher es ist, hört sie nicht heraus. Es wird der Blonde sein. Als sie das Geschirr ins Küchenbuffet räumt, gehen sie auseinander.

Die Wanduhr zeigt fast zehn und noch immer ist es taghell, ein Mittagslicht.

Sie setzt sich auf die Bank und legt die Stirn auf die Arme. Die Tischplatte riecht ölig, wie Fisch. Von irgendwoher meint sie, die Stimme der Frau zu hören, und hebt den Kopf. Aber da ist nur das Ticken der Uhr, und draußen der Wind. Sie lässt den Kopf zurück auf die Arme sinken und schließt die Augen. Der Wind weht Solas Schritte ins Zimmer. Sie spürt sie im Rücken und hält ganz still.

Etwas streicht ihr über den Ellbogen. Sie fährt erschrocken auf. Die Frau steht neben ihr und will, dass sie mitkommt.

Schläfrig schleppt sie sich die steile Treppe hoch. Im Vorraum oben gehen drei Türen ab. Die Frau öffnet die linke und schiebt sie in das Zimmer. Es ist klein, eine Kammer mit Dachschräge und Wänden aus Holzlatten. Das Bett unter der Schräge nimmt die volle Länge ein. Neben dem Kopfende ist ein Fenster, ein weißer Vorhang weht davor. Auf der Kommode darunter stehen Waschgeschirr und Nachttopf. Ihr Rucksack lehnt am Bett und sieht fremd und schäbig aus. Die Frau zieht die Schubladen der Kommode auf und macht eine auffordernde Geste zu den drei leeren Schüben hin. Sie nickt und rührt sich nicht. Sie will, dass die Frau erst geht. Aber die Frau denkt gar nicht daran, sondern setzt sich aufs Bett und nestelt an den Rucksackschnallen. Im Nu ist sie bei ihr, reißt ihr den Rucksack aus den Händen und öffnet ihn selbst. Den Rücken der Frau zugewandt, kniet sie sich vor die Kommode, packt

Stück für Stück ihre Kleidung aus und verstaut sie in der obersten Schublade. Ein Unterhemd, drei Unterhosen, zwei Paar Strümpfe und die zweite Bluse, fünf Taschentücher und den dünnen Pullover vom Roten Kreuz. Mehr besitzt sie nicht, da kann die Frau sich noch so weit nach vorne beugen und in ihren Rucksack schielen. Da drin liegen nur noch Zahnbürste und Nachthemd, ihre Kennkarte und die »Winke« der Landwirtschaftlichen Gesellschaft, die sie vor der Überfahrt bekommen haben.

Sie legt Nachthemd und Zahnbürste auf die Kommode und den Rucksack in die unterste Schublade, dann schiebt sie sie mit Schwung zu. Die Frau soll merken, dass sie fertig ist, und endlich gehen. Aber die Frau achtet gar nicht mehr auf sie. Tief in sich versunken sitzt sie auf der Bettkante und streicht mit der Hand über die Federdecke. Streicht hin und her.

Sie wartet, zitternd vor Ungeduld.

Endlich rafft die Frau sich auf, wirft ihr einen müden Blick zu und stemmt sich vom Bett hoch. Im Aufstehen streckt sie den Arm aus und fährt ihr übers Haar. Sie duckt sich weg und lässt sich aufs Bett plumpsen. Ans Fußende, nicht dahin, wo die Frau gesessen hat.

Die Frau geht nicht. Sie holt nur den Nachttopf von der Kommode und drückt ihn ihr in die Hand. Sie selbst nimmt den Krug. Gemeinsam steigen sie wieder nach unten. In der Küche füllt die Frau heißes Wasser in den Krug und stellt ihn am Fuß der Treppe ab. Dann scheucht sie sie nach draußen.

Die Brüder stehen im Hof. Sie hören auf zu reden, als sie aus dem Haus tritt, und schauen neugierig herüber. Sie versucht den Nachttopf unter ihrem Mantel zu verbergen. Der Dunkelhaarige grinst, weil es ihr nicht gelingt. Die Frau führt sie zu einem verbeulten Ölfass neben dem Abort, nimmt den

Stein vom Deckel und öffnet das Fass. Es riecht beißend. Das Fass ist fast bis zum Rand mit Urin gefüllt. Die Frau greift sich ihren Nachttopf und tut, als leerte sie ihn über dem Fass aus. Die Augen der Brüder brennen in ihrem Rücken. Die Frau gibt ihr den Nachttopf zurück. Sie klemmt ihn unter ihren Arm und rennt ins Haus, die Treppe hinauf, in ihr Zimmer und schließt die Tür, die kein Schloss hat. Schiebt den Nachttopf weit unters Bett und zieht Solas Mantel aus. Sacht streicht sie über das abgewetzte Hasenfell am Kragen.

Die Haustür fällt zu. Schritte kommen die Treppe herauf. Sie wirft den Mantel über den Haken an der Tür und springt ins Bett, verbirgt sich unter der Decke und schließt die Augen, als schliefe sie. Die Schritte verharren auf der Schwelle. Erst nach einer Weile tritt die Frau leise ins Zimmer und hantiert an der Kommode. Vorsichtig blinzelt sie unter der Decke vor. Die Frau hat den Krug in die Waschschüssel gestellt und zieht ihre Strickjacke aus, faltet sie zusammen und legt sie auf die Kommode, neben das Nachthemd. Sie kneift die Augen wieder zu. Die Frau schließt das Fenster und geht zur Tür. Und bleibt schon wieder stehen. Steht vor Solas Mantel vielleicht und streichelt das Hasenfell am Kragen. Dann geht sie endlich.

Sie atmet auf.

Zum ersten Mal seit Wochen ist sie allein.

Kein fremdes Atmen neben ihr, auch kein vertrautes, kein Körper, den sie kennt, und kein fremder.

Da ist nur noch sie.

Rücklings treibt sie auf dem Meer. Ihr Körper hebt und senkt sich mit den Wellen und kommt doch nicht vom Fleck. Als ankerte er im Meeresboden, in einer Tiefe, in die keiner je

reicht. Sie riecht die eisige Kälte des Wassers und die salzige Luft. Dann rollen die Bilder an und brechen über ihr zusammen.

Sie geht unter.

Ertrinkt. Erstickt. Verbrennt.

Treibt davon.

Sie reißt die Augen auf. Im Zimmer ist es immer noch hell, dabei geht es bestimmt auf Mitternacht zu. Alles hier ist fremd: die Wände, die Möbel und wie sich die Matratze anfühlt. Die Stille, das Licht und der Wind. Die Luft.

Sie steigt aus dem Bett, zieht den Vorhang zur Seite und stößt die Fensterflügel auf. Kalte Nachtluft strömt ins Zimmer. Auf der Wiese stehen die Pferde zusammen, reglos, die Köpfe gesenkt. Es sind stämmige Tiere, viel kleiner als die Pferde, die sie kennt. Dichte Wolken bedecken den Himmel, aber dort, wo sie aufreißen, ist er noch immer blau, und über dem Hochplateau liegt ein strahlendes gelbes Licht.

Sie geht los. Drei Schritte sind es bis zur Tür, drei Schritte zum Fenster, die Strecke nimmt kein Ende. Kilometer legt sie so zurück und wird nicht müde dabei. Ihre Beine bewegen sich von allein. Und die Bilder, die sie jagen, verblassen, bis sie nur noch leere Flächen sind.

Draußen ist es jetzt ruhig. Sogar der Wind hat sich gelegt. Nur manchmal ruft ein Goldregenpfeifer. Ein einzelner Schrei. Dann ist es wieder still.

Die Frau steht im Zimmer. Die schwarzen Haare fallen ihr ins Gesicht. Ihr Nachthemd leuchtet in der dunklen Tür. Sie spricht so laut, als müsste sie sie wecken. Dabei ist sie hellwach. Und auf der Hut. Sie ist ein Tier, das nie mehr schläft.

Sie weiß nicht, was die Frau hier will.



Es ist ein langer Weg, den sie zurücklegen muss, bis sie im Zimmer ankommt. Er führt durch Landschaften, die niemand mehr kennt. Die Frau redet immer noch. Deutet mit gequältem Gesicht auf die dünne Wand aus Holz, die ihr Zimmer von dem daneben trennt. Dort schläft sie mit ihrem Mann. Oder besser: Dort hat sie versucht zu schlafen. Aber der Boden knarzt. Mit nackten Füßen stampft die Frau auf die Dielembretter und macht ihr vor, wie laut es knarzt, wenn man darauf tritt.

Hinter der Wand fängt der Bauer an zu fluchen, jetzt ist auch er wach geworden. Die Frau schiebt sie zum Bett und wirft ihr das Nachthemd zu. Unter dem ungeduldigen Blick der Frau schlüpft sie aus Rock und Bluse, streift das Nachthemd übers Unterkleid und kriecht ins Bett. Die Frau schließt das Fenster erneut und zieht den Vorhang vor. Sie macht die Augen zu und dreht sich zur Wand. Hört, wie Solas Mantel leise gegen das Türblatt schlägt, als die Frau aus dem Zimmer geht.

Das Bett hinter der dünnen Wand knarrt. Die Frau hat sich wieder hingelegt. Ein schnelles Flüstern, ein Gähnen, dann ist es still.

Sie öffnet die Augen. Das Licht im Zimmer ist jetzt fahl. Mit den Fingerspitzen fährt sie die Maserungen an der Holzwand entlang, zeichnet die Fratzen nach, die darin verborgen sind, und schläft darüber ein. Schläft eine kurze Weile nur und schreckt schon wieder hoch, mit aufgerissenen Augen und keuchend, als säße ihr etwas auf der Brust. Ein Nachtgespenst, ein Alb, aus den Tiefen gekrochen, ein grinsendes Es-war-einmal.

Sie muss fort.

Sie wirft Solas Mantel über und schleicht aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Erschrickt bei jeder knarzenden Stufe, hält inne und horcht und huscht dann weiter, weil sich nichts regt, schlüpft in der Diele in die Lederschlappen und läuft aus dem Haus. Rennt, flüchtet über die Wiesen, schreckt die träumenden Pferde auf. Stolpert über die Grashöcker, strauchelt in den Furchen dazwischen und rappelt sich wieder hoch.

Ob die Bilder sie noch hetzen? Sie weiß es nicht einmal. Sie muss nur immer weiterlaufen. Jede Müdigkeit ist von ihr abgefallen, sie ist ganz gläsern wach und läuft aufs Felsplateau zu. Die Wolken haben sich aufgelöst, der Himmel über ihr ist weit und blau. Am Horizont explodiert die Sonne in rosaroten Fetzen.

Erst vorne an den Klippen hält sie inne. Der Himmel ist jetzt flammend rot und das Meer unter ihr glüht wie schmelzendes Eisen. Sie sucht nach einem dunklen Punkt, der sich bewegt, ein Schiff oder Boot, irgendwo da draußen. Da ist aber nichts. Oder sie sieht es nicht in der Glut.

Mit den Spitzen von Daumen und Zeigefingern formt sie ein winziges Viereck, durch das man schärfer sehen kann. Doch so lange sie auch hindurchspäht, es taucht kein Schiff, kein Boot in ihrem Blickfeld auf.

Sie kommt hier nicht mehr weg.

Vielleicht ist es auch überhaupt nicht wahr, und durch das Viereck sieht man gar nicht schärfer. Sie weiß nicht mehr, wer ihr davon erzählt hat. Sie kann niemanden danach fragen, denn es ist niemand mehr da.

Bei ihrer Rückkehr ist es still im Haus. Sie wundert sich, dass noch keiner aufgestanden ist. Doch die Wanduhr in der Küche zeigt erst auf kurz nach zwei. Es ist mitten in der Nacht.

Sie hat jedes Zeitgefühl verloren und ist zu hungrig, um zu schlafen.

Sie schleicht zu der schmalen Tür neben dem Herd und zieht sie auf. Ein Geruch strömt ihr entgegen, den sie kennt. So riecht es, wenn sich alle Lebensmittel mischen. Kaffee und Pfeffer, gelbe Butter, dicke Sahne, geräuchertes Fleisch, Milch und noch viel mehr. Aber herber riecht es hier, schärfer, und bei aller Vertrautheit fremd.

Dicht an dicht stehen die Konservendosen in den Regalen. Die meisten ohne Etiketten, manche mit bunten Binden, halbe Pfirsiche sind darauf oder eine Mischung aus zerkleinerten Früchten, nur die Kirschen sind heil und von stechendem Rot. Im Fach darunter leere Schraubgläser, eine ganze Batterie, erst am Ende der Reihe ein paar volle, »Rabarbari« hat jemand auf die Schildchen geschrieben. Im untersten Fach Säcke, große und kleinere. Getreidekörner, Zucker, Kaffeebohnen, gemahlenes Mehl vielleicht, wenn sie es richtig ertastet und riecht.

Und Brotkasten und Butterdose auf einem kleinen Tisch. Im Kasten liegt noch der Laib vom Abendessen. Sie wiegt das Brot in der Hand und riecht daran, es duftet noch stärker als vorhin. Schnell legt sie es zurück und schließt den Kasten und macht ihn doch gleich wieder auf, holt das Brot heraus und schneidet eine Scheibe ab, dünn wie ein Blatt, fast kann sie hindurchschauen, und niemand wird bemerken, dass sie sich etwas von dem Laib genommen hat. Sie schlingt das Brot in zwei Bissen hinunter. Es ist aus Roggen und schmeckt süß und kräftig, und eine Scheibe ist längst nicht genug. Sie haben hier doch so viel. Sie säbelt eine zweite Scheibe ab, dicker diesmal, bestreicht sie mit Butter und isst sie noch schneller auf als die erste. Doch hungrig ist sie immer noch und womöglich noch

mehr als zuvor. Eine dritte Scheibe, eine letzte, knapp vor dem Knust, und weil es die letzte ist, bestreicht sie sie noch dicker mit Butter und kaut sie langsam, damit sie länger satt macht als die beiden zuvor.

Unter dem Tisch steht eine Schüssel mit einem Teller darauf. Sie hebt den Teller hoch, darunter ist der Quark, der in den Näpfen war. Die Schüssel ist noch mindestens halb voll. Sie hockt sich hin und stößt den Finger in die weiße Masse, lutscht ihn bedächtig ab. Der Quark schmeckt säuerlich und ist so fest, dass sich das Loch, das sie gegraben hat, nicht schließt. Sie taucht noch einmal den Finger hinein, um den Quark zu glätten, es gelingt ihr nicht, sie versucht es wieder und wieder und zieht nur neue Furchen, noch tiefere, und jedes Mal bleibt mehr Quark an ihrem Finger kleben, den sie ablutschen muss, und die Schüssel wird immer leerer.

Es knarzt, direkt über ihr. Als würde sich jemand im Bett aufsetzen. Füße tappen über die Dielen.

Sie hält den Atem an. Lauscht.

Jemand öffnet eine Tür.

Ihr wird übel. Speiübel wird ihr.

Sie legt den Teller zurück auf die Schüssel und läuft aus der Speisekammer, die Hand vor den Mund gepresst. Der Quark brennt ihr im Rachen.

An der Küchentür zwingt sie sich, innezuhalten. Horcht in den Flur und hört nichts mehr außer dem Ticken der Uhr an der Wand. Vielleicht hat sie sich getäuscht. Vielleicht hat nur das Holz geächzt. Sie weiß nicht, wie das Haus nachts klingt.

Sie hastet durch den Flur, zur Hintertür hinaus. Die Hand noch immer vor dem Mund, rennt sie zum Abort. Spuckt große Klumpen Brot und Quark in die Grube, auf Asche und Kot, und würgt auch noch das Abendessen hoch. Würgt und

würgt, bis nichts mehr übrig bleibt als ein bitterer Geschmack im Mund und kalter Schweiß auf der Haut.

Der Knecht lehnt draußen an der Hintertür und sieht ihr zu, wie sie sich über den Hof schleppt. Rauch steigt aus seiner Zigarette, und die Sonne geht noch immer unter oder vielleicht geht sie auch schon wieder auf. Sie will an ihm vorbei ins Haus schlüpfen, sie ist müde, so unendlich müde, aber der Knecht lässt sie nicht. Er fasst sie an der Schulter und zeigt mit seiner glühenden Zigarette zum Himmel. Er sagt etwas. Oder vielleicht hustet er auch nur.

Sie schaut nach oben und weiß nicht, was er will.

Er sagt es noch einmal: »Tungf.«

Es ist wirklich ein Wort.

Er zieht an seiner Zigarette und bläst den Rauch als schmalen Strahl in den Himmel. Sie schaut ihm hinterher und entdeckt den Mond.

»Tungf«, wiederholt der Knecht ein drittes Mal, langsamer jetzt, und strahlt sie an. Wahrscheinlich will er, dass sie ihm nachspricht.

Doch der Mond ist nur eine schmale Sichel, kaum zu sehen in der hellen Nacht. Unendlich weit entfernt an einem Himmel, der ihn nicht nötig hat. Kein Wächter mehr über dunkle Wälder, der mit seinem fahlen Glanz die Lichtungen beschien.

Sie sieht den Knecht nur an. Da tritt er zur Seite und öffnet die Tür.

Und im Haus dann wieder das Tapsen von Füßen, und eine Tür schnappt leise ins Schloss, als sie die Treppe hochsteigt.